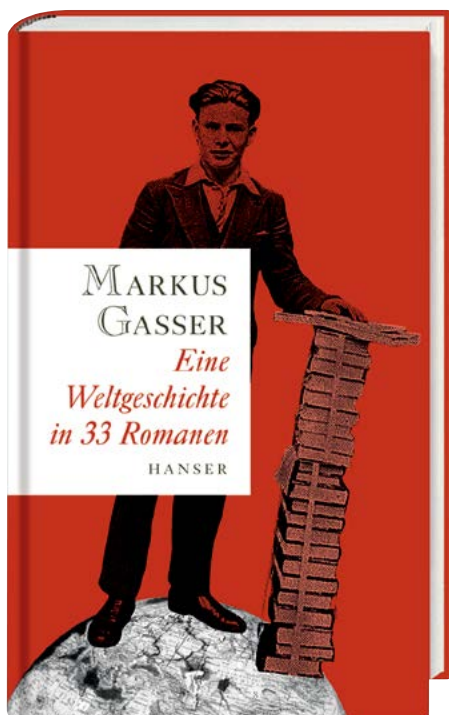


Leseprobe aus:  
Markus Gasser  
Eine Weltgeschichte in 33 Romanen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER





Markus Gasser

EINE WELT-  
GESCHICHTE  
IN 33  
ROMANEN

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24919-6

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2015

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

© Planet News Archive/SSPL/Getty Images

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
FSC® C083411

# INHALT

<b>KAPITEL 1</b>	Die versunkene Stadt . . . . .	11
	<i>Evelyn Waugh: »Wiedersehen mit Brideshead«</i> <i>Lyonese, England, 1944 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 2</b>	Als der Mensch den Tod bezwang . . . . .	18
	<i>Thomas Mann: »Joseph und seine Brüder«</i> <i>Heliopolis, Ägypten, 1350 v. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 3</b>	Worin der Leser ganze Schiffsladungen von Schimpfwörtern ertragen muß . . . . .	26
	<i>Homer: »Ilias«   Troja, Westküste Anatoliens, 1250 v. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 4</b>	Wie es sich anfühlt, von Hühnern regiert zu werden . . . . .	33
	<i>Thornton Wilder: »Die Iden des März«</i> <i>Rom, oberirdisch, 45 v. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 5</b>	Was man auf Latrinen alles erfahren kann .	40
	<i>Henryk Sienkiewicz: »Quo vadis«</i> <i>Rom, unterirdisch, 64 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 6</b>	Die Empörung der Krähen . . . . .	49
	<i>Kazuo Ishiguro: »The Buried Giant«</i> <i>Camale, Somerset, 537 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 7</b>	Sie sind noch immer unter uns . . . . .	54
	<i>Umberto Eco: »Das Foucaultsche Pendel«</i> <i>Jerusalem, 1187 n. Chr.</i>	

<b>KAPITEL 8</b>	Vom Paradies, das im Westen liegt . . . . .	61
	<i>Jane Smiley: »Die Grönland-Saga«</i>	
	<i>Gardar, Grönland, 1399 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 9</b>	Wenn ich ein Mann gewesen wäre, hätte ich euch einiges erspart . . . . .	69
	<i>Mark Twain: »Persönliche Erinnerungen an Jeanne d'Arc«</i>	
	<i>Rouen, Frankreich, 1431 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 10</b>	Der Reiher Tausendrot . . . . .	80
	<i>Leo Perutz: »Die dritte Kugel«</i>	
	<i>Tenochtitlan, Mexiko, 1519 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 11</b>	Mach es wie die Spinnen . . . . .	88
	<i>Hilary Mantel: »Falken«</i>	
	<i>London, oberirdisch, 1534 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 12</b>	Der Spalt, durch den das Licht einfällt . .	96
	<i>John Banville: »Kepler«   Prag, Böhmen, 1600 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 13</b>	Wie ich dich zum ersten Mal sah . . . . .	107
	<i>Tracy Chevalier: »Das Mädchen mit dem Perlenohrring«</i>	
	<i>Delft, Niederlande, 1666 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 14</b>	Wo man unweigerlich in schlechte Gesellschaft gerät . . . . .	115
	<i>Daniel Defoe: »Moll Flanders«</i>	
	<i>London, unterirdisch, 1721 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 15</b>	Im Königreich der Austern . . . . .	123
	<i>Choderlos de Laclos: »Gefährliche Liebschaften«</i>	
	<i>Paris, 1786 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 16</b>	Wir nähern uns dem Ende der Welt . . . .	131
	<i>Lew Tolstoi: »Krieg und Frieden«   Moskau, 1812 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 17</b>	Folge der Wasserspur ihrer Füße hinab in den Fluß . . . . .	138
	<i>Amitav Ghosh: »Die Ibis-Trilogie«</i>	
	<i>Kanton, China, 1838 n. Chr.</i>	

<b>KAPITEL 18</b>	Ich habe die Hölle gesehen, und sie ist weiß wie Schnee . . . . .	145
	<i>Elizabeth Gaskell: »Norden und Süden«</i> <i>Manchester, England, 1842 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 19</b>	Laß einfach stehen, was dir nicht schmeckt . . . . .	152
	<i>Liam O'Flaherty: »Zornige grüne Insel«</i> <i>Galway, Irland, 1846 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 20</b>	Die Ungebundenheit der Vögel beleidigt sie . . . . .	160
	<i>Philipp Meyer: »Der erste Sohn«</i> <i>Fredericksburg, Texas, 1849 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 21</b>	Eine Kathedrale des Lichts, zu erleuchten die Heiden . . . . .	168
	<i>J.G. Farrell: »Die Belagerung von Krishnapur«</i> <i>Lucknow, Indien, 1857 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 22</b>	Ihr gehört allen, euch gehört nichts . . . . .	177
	<i>Toni Morrison: »Menschenkind«</i> <i>Cincinnati, Ohio, 1873 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 23</b>	Was Tante Daisy dazu sagen würde . . . . .	186
	<i>Stefan Zweig: »Ungeduld des Herzens«</i> <i>Bruck an der Leitha, Österreich-Ungarn, 1914 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 24</b>	Ich bin doch zu schade für nur einen allein . . . . .	194
	<i>Christopher Isherwood: »Mr. Norris steigt um«</i> <i>Berlin, Deutsches Reich, 1933 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 25</b>	Dies kostbarste Blut . . . . .	204
	<i>E.L. Doctorow: »Billy Bathgate«</i> <i>Manhattan, New York, 1935 n. Chr.</i>	



<b>KAPITEL 26</b>	Mutter, sie essen Menschen, und, Mutter, sie rezitieren Gedichte, und niemand fällt ihnen ins Wort . . . . .	212
	<i>Richard Flanagan: »The Narrow Road to the Deep North« Paß der Drei Pagoden, Thailand, 1943 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 27</b>	Ich werde dir helfen, wenn ich muß, dich töten, wenn ich kann . . . . .	219
	<i>Hans Fallada: »Der Alpdruck« Feldberg, Mecklenburg, 1945 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 28</b>	Habt keine Angst . . . . .	226
	<i>Mario Vargas Llosa: »Das Fest des Ziegenbocks« Santo Domingo, Dominikanische Republik, 1961 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 29</b>	Der berauschte Wald . . . . .	236
	<i>T. C. Boyle: »Drop City«   Boynton, Alaska, 1970 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 30</b>	Heute spricht keiner mehr von Jerry Westerby . . . . .	244
	<i>John le Carré: »Die Karla-Trilogie«   Berliner Mauer, Grenzübergang Bernauer Straße, 1977 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 31</b>	Woanders gibt es Menschen, die glücklicher leben als wir . . . . .	253
	<i>Orhan Pamuk: »Das Museum der Unschuld« Istanbul, 1984 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 32</b>	Der unsichtbare Reyaz Bhai . . . . .	261
	<i>Vikram Chandra: »Der Pate von Bombay« Mumbai, 2002 n. Chr.</i>	
<b>KAPITEL 33</b>	Du kannst damit tun, was immer du willst . . . . .	270
	<i>Chimamanda Ngozi Adichie: »Americanah« Lagos, Nigeria, 2009 n. Chr.</i>	
<b>QUELLEN</b>	. . . . .	279





DIE VERSUNKENE  
STADT

*Evelyn Waugh: »Wiedersehen mit Brideshead«  
Lyonnesse, England, 1944 n. Chr.*

Als man Wachen vor seinem Zelt postieren mußte, damit ihn die eigenen Leute nicht im Schlaf erschlugen, träumte sich Leutnant Evelyn Waugh Nacht für Nacht in eine glücklichere Vergangenheit zurück. Meist sah er sich dann im Bannkreis eines alten herrschaftlichen Hauses wieder mit seinen Säulen, Obelisken und golden aufleuchtenden Kuppeln inmitten eines Parks, wo eine bronzene Sonnenuhr daran gemahnte, daß jeder Tag ohne Lachen ein verlorener war. Damals trank Leutnant Waugh oft freudlos im Übermaß, und aus seinen Phantasieflügen erwachte er finster, verknöchert und kalt vor Zorn.

Sein Universum hatte sich zur Hölle verkehrt. Verfliegen war die Freude, mit der er aus freien Stücken in die Armee eingetreten war, seitdem Großbritannien im Krieg gegen Hitler einen Stalin als Kampfgefährten erdulden mußte, der wie Hitler plante, den Kontinent unter seine Herrschaft zu zwingen. Vor die Wahl zwischen diesen beiden Bestien gestellt, hätte er sich ungerührt erschießen lassen. Seine anarchische Spottlust war nie zimperlich gewesen; nun aber kannte sie keine Rangunterschiede mehr. Gemeine

Soldaten, die auch nur ein klein wenig Verständnis für die Ausrottungsideologien jener Jahre bekundeten, wies er mit arktisch lächelnden Kränkungen zurecht. Strambürokratisch blasierte Generäle auf Besuch in Englands Hinterlandquartieren übergab er scheinbar zufällig mit einem Glas billigen Rotweins und erklärte, er werde seine größte Tugend, die Trinkseligkeit, nicht der Laune einer leeren, wenn auch hochdekorierten Uniform opfern. So war er in Ungnade gefallen – eigentlich Schriftsteller von Beruf und auch darin ein Schandmaul seit je, älter als seine Jahre, unersetzlich, dicklich und zuallererst sich selbst eine Last. Er hatte nicht einfach nur Feinde: auch seine besten Freunde brachte er mit einem wohlgezielten Satz gegen sich auf. Selten in der Geschichte des britischen Militärs war ein Antrag auf Dienstreise begeistert bewilligt worden: Noch als er längst verschwunden war, dachte man sich in der Offiziersmesse sportsmäßig die qualvollsten Todesarten für ihn aus.

Jenen Kosmos von Frieden und Pracht, den sich Leutnant Evelyn Waugh im Rücken böser Zeit verzweifelt erträumt hatte, gewann er erst im Hotel Eastern Court, Dartmoor, zur Gänze wieder zurück. Das kleine Hotel kauerte, seit dem Mittelalter kaum verändert, wie in einer anderen Zeit – auch wenn es mit derselben Nahrungsknappheit geschlagen war wie der Rest des Königreichs. Spätnachts konnte man hungrige Kobolde auf ihrer Suche nach ein paar Eiern leise vor sich hin schimpfen hören. In den düsteren, geduckten Zimmern qualmten die Kamine, und draußen glucksten die Moore gespenstisch und karg. Mit nie gekannter Schadenfreude hätte sich seine Kompanie daran ergötzt, wie dieser Widerling verdrossen zerkochte Sojabohnen kaute und sich nach seinem Wein verzehrte, der ihm in den schönsten Jahren seines Lebens mit okkultur Kraft zur Gewiß-

heit verholfen hatte, daß die Menschheit jeder Katastrophe gewachsen war.

Schriftsteller schreiben, weil ihnen etwas fehlt, und an einem magenleeren Februarmorgen des Jahres 1944 – die Alliierten waren im Ansturm auf Rom – nahm Waugh verfroren und verschnupft sein Opus Magnum in Angriff, »Brideshead Revisited«, »Wiedersehen mit Brideshead«, und die aus Hitler und Stalin gewirkte Hölle verblaßte darin und verschwand.

Die Koblode hielten den Atem an. Zersprengt war die Mauer, die ihn vom ersehnten Damals trennte, und auf einmal sah er sich in das champagnerklare Oxford seiner sinnenreich verbummelten Studienjahre zwischen den Kriegen entrückt. In Dartmoor darbt er; zugleich aber lehnte er beschwingt am kühlen Stein einer Kirche in Oxford im Sommer 1923 nach einem majestätisch üppigen Mahl und noch und noch einem Glas Cointreau. Im Erdgeschoß des Eastern Court nahmen ältere Damen angewidert und verzagt ihr bißchen Frühstück ein; er genoß währenddessen, überwältigt von der ersten großen Liebe seines Lebens, in einem hochherzigen Venedig überbackene Sandwiches in »Harry's Bar« oder rollte in einem schnurrenden Cabriolet durch ein Tal zum Herrensitz Brideshead mit der lachlustigen Sonnenuhr und einem Weinkeller, dessen Flaschen sofort geleert werden mußten, bevor sie verdarben. Nach einem sachten Gewitter kehrten die Schmetterlinge zu ihren Kastanienblüten zurück; und er war daheim.

Niemals wieder kam Waugh dem Himmel so nah. Als die Alliierten im Sommer 1944 sein Europa befreiten, erlöste er Lord Marchmain von Brideshead auf Papier aus der Qual des Sterbens und brachte sein Werk zur Vollendung. Er hatte sein ganz persönliches Lyonesse geborgen, jene mythi-

sche »Stadt der Löwen« an Englands Küste, die einst im Meer versunken war. Noch zu seiner Zeit zogen die Fischer von Cornwall in ihren Netzen Hausrat aus dieser Stadt ins Trockene hoch, erspähten die Dächer und Türme und Korallenpaläste und dicht wogenden Wälder im Wasser und hörten die Kirchenglocken vom Grund des Ozeans her läuten zur Warnung für Boote, die der Sturm in den Rachen der Klippen trieb.

Warum kam Evelyn Waugh diese keltische Legende um Lyonesse so bezaubernd vor? Sie rechnete mit dem ältesten Zeitvertreib der Menschheit ab: Kaum war ihr im Kampf um Unsterblichkeit eine Zivilisation geglückt, wünschte sie sich schnurstracks wieder deren Untergang herbei. Bald würde Waugh unter Indiens dunstigen Mangrovenwäldern die Ruinen gestürzter Städte erahnen, die dem zermürbenden Monsun anheimgefallen und nunmehr von Affen bewohnt waren, die ohne Gedächtnis kreischend nicht wußten, worauf sie da hockten. Sie erinnerten ihn an die Utopisten, die plump und roh die Vergangenheit samt und sonders der Plünderung preisgaben und von unaussprechlich Großem im Nebel einer Zukunft schwärmten, die kein Mensch je heil überstand. Wenn es nach denen ging, mußte immerzu irgendwas bröckeln: der nachbarliche Pfahlbau hier, ein Imperium dort. Die indischen Reiseführer indes sprachen von ihren antiken Königen, als wären sie selbst es gewesen, die einst jene Städte errichten ließen. »Sie können nicht vergehen«, versicherten sie und tippten sich an die Stirn: »Hier drin gibt es sie noch«. Wen wird es verwundern, daß für Schriftsteller wie Waugh alles Frühere Lyonesse ist, eine versunkene Stadt? Was soeben noch unwiederbringlich entschwunden schien, holen sie im Feuereifer ihrer Beschwörungsmacht Stück für Stück aus den Fluten an Land.

Nie werden wir hautnah in Erfahrung bringen, wie die Vergangenheit wirklich war; doch was Schriftsteller ihren Fundstücken abgewinnen konnten, wiegt das Verlorene auf, und manches Werk besitzt solche Lebendigkeit, daß es sich gegen jede historische Berichtigung zu behaupten weiß: Der Julius Caesar von Shakespeare wird der Julius Caesar schlechthin bleiben und Marc Anton – »Freunde, Römer, Mitbürger, hört mich an« – auf ewig seine Rede vor Caesars Leichnam gehalten haben, weil Shakespeare sie für ihn geschrieben hat. Plötzlich steckt man in der Menge auf dem Forum Romanum fest und reibt sich die Augen: Sie ist realer als unser Hier und Jetzt um uns her. Was geht hier vor? Wir haben uns lediglich zur Millionengemeinde der leidenschaftlich phantasiehörigen Leser bekehrt. Man glaubt, man hätte nur ein Leben; dann öffnet man ein Buch, tritt ein, hängt ein Schild vor die Tür, »Bitte nicht stören, bin auf Zeitreise« – und schon hat es einen mitten hineinverschlagen in die fernsten Epochen, als gehörten sie unserer privaten Erinnerung an. Wir sind, so heißt es, die Geschichten, die wir von uns erzählen können; mit jedem Buch wächst uns eine neue zu, und nur die Kürze unseres Daseins verhindert, daß wir die gesamte Menschheit in uns versammeln.

Derart verwandelt, ist uns beinah jede Rolle recht. Zu stoßen wird uns schon nichts. Niemand kam bislang, nur weil er von den Kreuzzügen las, durch einen Schwerthieb um. In jedem Dereinst hätten wir auch jedermann sein können, etwa der bespöttelt erfolglose Gaukler dort, der sich von Wallensteins Regimentern anwerben läßt, oder jene Korbflechterin, die nachts nicht schlafen kann, weil sie ihre Halbschwester verdächtigt, sie treibe Schwarze Magie; ein blutjunger Priester der Maya, der sein Messer zit-



ternd über die Brust seines Opfers hält und nicht zuste-  
chen kann; ein römischer Legionär, der sich, angeekelt von  
den drogenpilzbegeisterten Folterritualen der Wilden, in  
der grauen Einöde Britanniens nach seiner Frau auf Sizilien  
sehnt; der hilflos haspelnde Berater eines Pharaos, der be-  
zweifelt, Gott zu sein, und genug davon hat, sich in einem  
Tempel selber anzubeten, und eine Königin, Hatschepsut,  
die nichts lieber wäre als Gott und bei öffentlichen An-  
lässen deshalb einen künstlich befestigten Kinnbart trägt,  
der ärgerlich kitzelt; oder jener Holzwurm auf Noahs Ar-  
che, der darüber staunt, daß der Schöpfer, als er auf sein  
Schwemmgericht verfiel, dabei nicht gleich mit aller Krea-  
tur reinen Tisch zu machen beschloß. Und der letzte Dino-  
saurier, der sich beschämt – und als »tumber Kaltblütler«,  
»feuerverspieener Raublurch« und »EidechSENSchnauze«  
beschimpft – von den ersten Menschen anhören muß, was  
für ein Evolutionssegen das Aussterben seiner Spezies  
doch war.

Seien wir nicht überrascht: Notgedrungen nehmen die  
schwindelnden Metamorphosen hinauf und hinab zu den  
Anfängen der Anfänge traumhafte Formen an. Unter Rui-  
nen liegen meist weitere Ruinen begraben, und so gibt es,  
machen wir uns auf die Suche nach dem Ursprung der Din-  
ge, immer noch und noch ein Davor, das sich zuletzt im Es-  
war-einmal verliert. Ohnedies verfügen Schriftsteller über  
den mythischen Blick und phantasieren sich gern bis ins  
Morgendunkel der Zivilisationen zurück, in jene Tage der  
Dämmerung, »hinter die kein Mensch je zu blicken ver-  
mag«, da die Welt noch »derart jung war, daß die Wissen-  
schaft sie nicht erfassen kann und ihre Spekulationen« –  
munkeln die Schriftsteller weiter – »so willkürlich sind wie  
die Gespinste der Einbildungskraft«. Sie nehmen Histori-

ches, als wäre es erfunden; und daraus Erfundenes geben sie als historisch aus. Schon ihr Urvater Homer soll Sproß einer Flußnymphe gewesen sein. Und fragten wir sie, womit unsere Geschichte wann wo begann, würden sie nicht ohne Stolz erwidern: »Natürlich mit uns, den Erzählern, wem sonst?«

ALS DER MENSCH  
DEN TOD BEZWANG

*Thomas Mann: »Joseph und seine Brüder«  
Heliopolis, Ägypten, 1350 v. Chr.*

Jahrtausendlang fürchteten wir nichts so bitter wie die Nacht. Sie belauerte uns mit Geschöpfen, die den Tod brachten, mit Skorpionen, Schlangen, Schakalen. Auch die Ahnen beschwerten unser Gewissen, die wir im aufgebracht niederdonnernden Regenschauer allzu schludrig und ohne Grabbeigaben verschart hatten. Manche von ihnen kehrten zurück und hauchten den Kindern Krankheiten ein. Damals schiefen wir schlecht: Starb uns die Sonnenscheibe allabendlich unter die Hügel weg, lagen wir frierend aneinandergedrückt, in Finsternis oft panisch erstarrt. So mochte in uns die Liebe aufgekommen sein, grob noch, hastig und wortlos. Kaum daß jedoch das Feuer gebändigt und die Beute, gebraten, leichter zu kauen war, sprachen wir uns mit verkleinertem Gebiß bald in ganzen Sätzen aus. Und so fing es an.

Denn unter uns gab es immer einen, der nicht mal zum Fischfang taugte, sich aber aus dem Höhlengekritzel der Jäger die ersten Schauergeschichten erdachte, ohne je Zeuge zu sein, wie seine muskelprotzigen Brüder dem Eber, der Gazelle durch Wälder und Steppe hinterherliefen. Bloße

Schimären – Götter und Dämonen – sicherten ihm seine Existenz: Was er sich in Sorge ums eigene Überleben erträumte, wuchs bei seinem Publikum zu einem Verlangen nach immer Unerhörterem heran. Das vertrieb die Langleweiligkeit und verlieh der Furcht vor der Nacht Namen und Gesicht. Auf die Frage nach unserem Woher und Wozu kam ihm eine Mär vom Anfang der Welt in den Sinn, die zumeist mit einem Krieg zwischen einer drachenförmigen Riesenschlange aus Wasser und einer schwankend mächtigen Gottheit begann. Und schon war dieser eben noch schlachtreife Weichling eine Unentbehrlichkeit.

Darum erschlugen die Jäger den Nichtsnutz auch nicht: Sie wollten im Schein der Aschenglut nach dem Essen einer handfesten Fabel mit Happy-End lauschen, die Sinn versprach und das geräuschvolle Schweigen bis zum Sonnenaufgang zu überstehen half. Er braute ihnen aus urwüchsigen Ängsten jene Thriller zusammen, die man später »Mythen« nannte, und beruhigte sie damit auch wieder, brachte die Götter und Gespenster auf ihre Seite und Licht ins Dunkel des Schlafs. Seitdem träumten wir nicht mehr schwarzweiß.

Freunde hatte er auch weiterhin nur in seinem vielbevölkerten Kopf. Doch nahm er dafür die schwächlichen Kleinen vor den bulligen Großsprechern mit einer hingezischten Schaudersentenz in Schutz. Seine Stimme drang in die Nebel der Schmerzen vor, mit denen die Verwundeten darniederlagen, und eröffnete ihnen das Geheimnis jenseitiger Gefilde, wo man jeder Pein enthoben war. Seine Klage um die Verstorbenen wünschte sich nichts leidenschaftlicher als deren Wiederkehr ins Hier und Jetzt: Das Kühnste an ihm war, daß er den Tod haßte, als könnte er kraft seiner Worte dem Gang der Welt Einhalt gebieten, bis niemand mehr starb.

Mit diesem Urfeind der Nacht kam der Schriftsteller in die Welt. Er blieb sich immerzu gleich: So wie er heute seinen Bleistift über leerem Blatt kreisen läßt – ein Architekt, der kurz vor Baubeginn bedächtig die Qualität der Steinquader prüft –, so kaute er bereits im altägyptischen Heliopolis um 1350 vor Christus sinnierend an der Spitze seines binsenigen Pinsels, eine Papyrusrolle auf dem Schoß. Seitdem der Weise Imhotep die Stufenpyramide ersonnen hatte und dafür geheiligt worden war, stand der Schriftsteller gleich nach dem Pharaon Niluf, Nilab für fast alles, woran die Ordnung des Kosmos hing. Er benötigte weder Grabkammer noch Gedenkstein, schuf sich »seine Erben in Büchern«, die zugleich seine Seele bewahrten. Heiter komponierte er gar Nachrufe auf sich selber, wie Thomas Mann mit Begeisterung bemerkte, als er »Joseph und seine Brüder« entwarf: Der Tod focht ihn schon seines Berufs wegen nicht an.

Denn in Ägypten war der Schriftsteller Magier und Priester, Heiler und Bestatter, Traumdeuter und Erfinder der Sonnenuhr, Mathematiker und Notar, Historiker und Astronom, Buchführer der königlichen Kornkammern und Verfasser erotischer Liebeslieder, opulenter Gottesgesänge, verwickelter Kochrezepte und unterwürfiger Bittbriefe an die Dahingegangenen, die in ihren Sarkophagen fortdauernten nur dank seiner Schrift und rhythmisch exakt wiederholter Totenbeschwörungen in Prosa und Vers: Nicht von ungefähr hießen die Skriptorien und Bibliotheken in Ägypten »Häuser des Lebens«; nicht von ungefähr empfand Thomas Mann die tägliche Expedition in dieses schreib- und vitalitätsbesessene Land über dreitausend Jahre später als Zeitreise par excellence und wie eine Fahrt zu den Ursprüngen seiner selbst, wenn er für »Joseph und seine Brü-

der« in sein Arbeitszimmer verschwand; und nicht von ungefähr versichert er dem Hebräer Joseph in Gestalt eines stattlich weißgewandeten Obergelehrten auf dem Marktplatz von Heliopolis, der Gott seiner Stadt, der Gott der Sonne, ehre auch die andern Götter der Erde und sei im Grunde mit ihnen eins; und umgekehrt anwenden ließe sich das naturgemäß auch.

Ägypten, Israel und Babylon, Phönizien, Rom, Syrien und Griechenland: In Thomas Manns Menschheitsroman sollten sich alle Zivilisationen rund um das »Große Grün« – wie Ägypten das Mittelmeer getauft hatte – vorab gegen jenes »Dritte Reich« vereinen, das zum Vaterland des Todes geworden war mit seinen Krematorien, Massengräbern, dem silbern blinkenden Totenkopf auf dem Kragenspiegel seiner schwarzen Uniform. Nicht nach der Mode skeptisch verschämt oder mit achselzuckender Hochmütigkeit würde bei ihm vom Gott der Juden die Rede sein: Nun brauchte es ihn, und er existierte erst recht. Damit verspielte Thomas Mann in Deutschland sein letztes Prestige; ihm war es recht; Gott auch; und seine jüdischen Leser liebten ihn dafür desto mehr.

Allerdings kam man als Autor von solchem Ehrgeiz dem Schöpfer, der den Planeten mit bloßen Worten ins Leben gerufen hatte, auch am nächsten und durfte sich das Recht herausnehmen, hie und da mitzureden, wenn der Verfasser der Bibel etwas einsilbig zu Werke gegangen war. So ist der Joseph Thomas Manns nicht der Tugendbold aus der Heiligen Schrift: Ein Prachtexemplar von Jüngling zwar, himmelsäugig und belesen, hat sich der Siebzehnjährige seinen Charme freilich über den Kopf wachsen lassen und prahlt sich eine Zukunft als Auserwählter zurecht. Wofür ihn die Brüder an eine Händlerkarawane nach Ägypten ver-

schachern, das sich unser Zierbengel nur als vulgäre Unterwelt vorzustellen vermag: Treibt man es hier nicht mit geschminkten Toten? Lassen sich Jungfrauen nicht zur Belustigung des Pöbels von einem Widder bespringen?

Trotzdem bestaunt Joseph die Ringmauern Askaluns, die Riesen aus den Felsen hervorgetürmt haben mußten, schultert Gazas köstlichen Wein, den zwei Kamele – nur nach außen hin gelassen – durch die Glutwüste schleppen, und hört lernwillig die Götterfabeln in der schwindelnd alten Metropole Memphis mit ihren breiten Sphinxalleen und scharfriechenden Rinnsteingassen, wo rippenmageres Volk fidel die Brauen hochzieht: Joseph tut es ihnen nach (das kann er) – und läßt mit beunruhigter Faszination von Station zu Station ein weiteres seiner Vorurteile zurück, bis er in Theben endlich zum Diener des emailleberingten Edelhöflings Potiphar avanciert, der um den Hals eine goldgefertigte Kette mit dem Skarabäus am Herzen trägt, Symbol der Sonne, des Lebens und Lichts, das Amulett gegen die Nacht.

Darum also gleißt Heliopolis über und über von Gold: Fortwährend tränen einem die Augen vor lauter hin- und herfunkelndem Sonnenlicht. Darum illuminieren Armeen von Öllampen und Fackeln das hunderttorige Theben, kaum fällt die Dämmerung über die Stadt. Täglich hemmt die blinde Riesenschlange Apophis die unterirdische Barkenfahrt des Sonnengottes Aton und bedroht damit die Welt, bis Tempelhüter das Wachsabbild der Schlange mit einem Feuersteinmesser zerhackt und verbrannt haben. Und wenn der Nil segensreich über die Ufer tritt, tun die Landeskinder bei ihren zahllosen Feierlichkeiten das ihre dazu: Sie zechen sich mit breiigem Bier durch die Fluchzeit der Finsternis, hüpfen vor Freude, wie es Sitte ist, auf einem

Bein und sehen – so sie noch können – dem Maskenspiel der Priester zu. Darin zieht Apophis immer den kürzeren und schnaubt geknickten Hauptes davon. Und Joseph, mehr und mehr ein Ägypter, hüpfte und trinkt schüchtern mit.

Längst hat er begriffen, daß es ihn in das Zauberreich ewig ersehnter Unsterblichkeit verschlagen hat, und diese Phantasieleistung ist uns nur einmal in der Geschichte so glaubhaft anschaulich geglückt: Der Tod war nicht Tod, sondern Krankheit und heilbar obendrein. Als Ägypter starben wir nicht – wir kamen davon. Wer nach dem Aussetzen des Herzens, gesalzen, mit Sägemehl gestopft und harzgetränktem Leinen umwickelt, in seiner Pyramidenkammer lag, die Krüge mit Leber, Lunge, Magen, Gedärm um sich geschart, hatte den höchsten Grad an Lebendigkeit erreicht. Frau und Kind, Bäcker und Brauer, Weinbauer und Töpfer, ein tanzwütiger Spaßzwerg, die junge Geliebte, der kostbare Silberschmuck und vertrautes Mobiliar füllten in Bildern und Hymnen die Wände der unterirdischen Pyramidenkammern bis an den Deckenrand aus und nahmen später leibhaftig Gestalt an. Schon zu Lebzeiten konnten wir in Listen verzeichnen, zu welchem Fest des Pharaos wir als unsichtbare Wanderer zwischen Diesseits und Jenseits geladen sein wollten, und unsere Lieblingsspeisen reichte uns auf zierlichen Tischen eine Dienerschaft, die zudem in der Kochkunst die von drüben weit übertraf: Kranichstopfleber, Taubenragout, Honigkuchen, Feigenkompott und luftig aufgegangenes Brot in Tellern aus Bergkristall. Schlecht versorgt oder gar aus der ewigen Ruhe gerissen zu werden ziemte sich nicht, wie es Pharaos Echnaton widerfuhr: Man strich ihn aus den Königslisten, zerschlug seine Statuen und Büsten, meißelte seinen Namen aus dem Stein der Monumente und entweihte sein Grab. Denn Echnaton



hatte – mit Josephs Hilfe, so Thomas Mann – verkündet, daß alle Götter außer dem einen, wahren Gott Aton falsche Götter waren, zu denen von nun an auch das Ehepaar Isis und Osiris zählte, das einem sicher ins Jenseits half. Der Weg dorthin war den Ägyptern damit versperrt.

Wie verliebt Echnaton in seinen Einfall war, bekamen selbst Babylons Gesandte zu spüren, die er stundenlang in der Sonne stehen ließ, bis manche dem Hitzschlag erlagen, während er, mit dem länglichen Gesicht eines etwas blasiereten Engländers, müde in seinen Kissen hing, und seine verbale Lobpreisung des einen Gottes fand solch meisterliche Extreme, daß einen das Gefühl beschlich, es würden ihm gleich Flügel wachsen, damit er zu seinem »Vater am Himmel« entflattern könne. Dieser Musensohn und Zärtling war eben kein Ramses, der bei seinen Schlachten barhäutig in kraftvoll sinnverlorenen Metzlelexzessen alles zusammendrosch, was nicht wie er selbst aussah, jedem Hinterhalt entran, hundertdrei Kinder zeugte und das Volk unbesehen an all die Kleingötter glauben ließ, die die Sumpfgelände überwacht und die Dämonen der Seuchen in Schach gehalten hatten: Seit Echnatons fixer Idee kamen ganze Rattenkolonnen ungehindert aus ihren Schlupflöchern und überrannten die Siedlungen, als gehörten sie ihnen allein. Als die Pest das Land überfiel, war Echnaton schuld daran: Bis in die fernen Regionen Nubiens hatte er die alten Tempel geschlossen und deren Papyri und Bildnisse zerstört. Kein liebender Schutzgeist griff den Steinklopfern mehr heimlich unter die Arme, wenn sie in der höllischen Heißluft versagten. Nur noch von der Sonne durfte man sich ein Bild machen, die einem ohnehin tagaus, tagein hochoben vor Augen stand. Und nachts war sie, noch immer, nicht da.

Mochte Aton später als Gott der Juden, Christen, Muslime eine verdienstvolle Karriere beschieden sein: den Ägyptern war er zu unhandlich, abstrakt, humorlos und hatte auch keine Geschichten zu bieten. Andernorts aber residierte ein launiger Gott, von dem es fast schon wieder zu viel zu erzählen gab, und der schuf die schönste Frau der Welt, um einen sagenschweren Krieg zu entfachen.

### KAPITEL 3

## WORIN DER LESER GANZE SCHIFFS- LADUNGEN VON SCHIMPFWÖRTERN ERTRAGEN MUSS

*Homer: »Ilias«*

*Troja, Westküste Anatoliens, 1250 v. Chr.*

**M**an hätte diesen Unglücksknaben sofort steinigen sollen: Der Menschheit wäre dieser erste Krieg der Kriege erspart geblieben, der auch für seine Sieger eine totale Niederlage war. Hatten nicht schon die Frauen der Stadt Kiesel nach Paris geworfen, als er mit seiner Liebesbeute Helena und Kisten voll Geklunker gewohnt prahlerisch in die gepflasterten Straßen Trojas einzog und so die schwarzen, bauchigen Schiffe der Griechen übers Meer brachte, sechzigtausend Mann und mehr?

Der Oberbefehlshaber des trojanischen Heeres wünscht sich nichts sehnlicher, als daß Paris ins neblige Dunkel des Totenreichs Hades verschwinden möge: Hektor kann einfach nicht glauben, was für ein Drückeberger sein eigener Bruder ist. Mit seltener Wucht drängen die Griechen von der Küste her über die felsigen Hänge zu den Toren Trojas hoch, und Paris sitzt in den marmorn spiegelnden Hallen der Palastzitadelle und besieht mit stolzer Hingabe seine pedantisch verzierten Waffen, den bronzenen Brustpanzer,

Bogen und Schild; Helena, wegen der die Griechen seit neun Sommern die Stadt bestürmen, überwacht selbstverloren die Webarbeiten des verängstigten Dienstpersonals. Zum Glück ist kein Maler zur Stelle, der die Szene auf einer Vase verewigt: Ohne Reue hätte ihn Hektor erwürgt.

Das faule Idyll läßt ihn an sein künftiges Schicksal denken: Er wird sterben müssen, weil Paris die von Zeus gesegnete Gastlichkeit mit Füßen trat und die Gemahlin des Spartakönigs Menelaos verschleppte, die sich der Weiberheld wie eine jener Hündinnen hält, die im sonnenstillen Winkel der Zitadelle vor sich hin schniefen. »Du heilloser Spinner«, bricht es aus Hektor hervor, »bummelst dumm herum, während vor den Mauern unsere Leute kämpfen und sterben?« Doch mit Strafpredigten kommt man einem Paris nicht bei, »du hast ja so recht, Hektor«, erwidert er lau. Nur Helena trauert. Warum hat sie bei der Überfahrt von Sparta nach Troja nicht den Mut gefunden, sich in den salzigen Fluten zu ertränken? Draußen ufert das Schlachten ins Unabsehbare aus.

Weshalb führen Männer Krieg? Helena, die einsamste und insgeheim klügste Gestalt der »Ilias«, weiß es nicht recht: der Ehre halber? Der Kampf um diese Ehre gewähre ihnen Nachruhm, sagen sie, und Nachruhm Unvergänglichkeit. Auch ist man, keine Frage, an die Familie und oft noch an Eide gebunden: Freundschaft verpflichtet. Doch weit greifbarer sind ihnen doch die geltungssichernden Dinge, die Purpurschleppe, die Axt aus Jade, des Nachbarn Weib. Von verzweifelter Schönheit, hat Helena im knarrenden Bett Paris stets zu Diensten zu sein, bis sie ihm zu alt oder er es leid geworden ist. Wir werden, schwören sich zur gleichen Zeit ungestüme Gesellen im griechischen Lager, erst befriedigt heimkehren können, wenn ein jeder mindes-

tens eine Jungfer Trojas vergewaltigt hat. »Danach schlitzten wir«, hetzt ihr Kommandeur Agamemnon, »noch alle schwangeren Frauen auf«. Als es einst nach Troja ging und kein Lüftchen die Segel blähte, ließ Agamemnon für eine geballte Ladung Rückenwind seine Tochter auf einem Altar wie eine Opferkuh massakrieren – ohne den üblichen Schlag auf den Hinterkopf zur Betäubung davor.

Was zunächst wundersam auch seine Wirkung tut: Aus Arkadien, Salamis, Thessalien, Rhodos, Kreta, Aulis, Athen schwärmen die Griechen wie eine Flotte von Delphinen durchs Wasser, schrecken die unvorbereiteten Trojaner aus ihrer Pferdezucht hoch und richten sich am Strand samt Backstube und Waffendepot gemütlich ein, um die Stadt ein bißchen zu zerstören. Doch Troja bleibt, schwer ummauert, uneinnehmbar: Jahr für Jahr rennen die Griechen gegen die Festung an, plündern die umliegenden Inseln leer, beweisen ihren Kampfgeist auch untereinander tapfer in der Verlästerung ihrer Gaumenvorlieben, »Ihr Saumagenfresser!«, »Niederträchtiges Aalmaul!« – und bald macht das Witzwort die Runde, es sei bekömmlicher, sich von den Spartanern lebendig häuten zu lassen, als ihre lappigen Klebrigkeiten verdauen zu müssen. In diesem kleinen Vielvölkerstaat an Trojas Gestade kann man sich nicht einmal darauf einigen, ob in heißer Asche geröstete Zwiebeln die Manneskraft fördern und wieviel Honig, Ziegenkäse und Gerstenmehl man dem Wein von Lesbos – bekanntlich dem besten der Gegend – in den goldnietenbeschlagenen Kelchen beimengen muß. Im zehnten Jahr faulen die Tauen und Balken der Schiffe, und die Krähen streiten sich frühmorgens im klumpigen Sand um Überbleibsel dieser lästig lärmenden Riesen: kümmerlicher Ertrag vom Tag zuvor, an dem wieder nichts entschieden worden ist.

Schließlich streckt eine Pestepidemie dermaßen pfeilgeschwind noch die Stärksten nieder, daß man auch in Troja den Gestank der wolkig rauchenden Leichenfeuer riechen kann, und als der kriegsentscheidend kostbarste Recke der Griechen, Achill, eine Sklavin an seinen suffköpfigen Kommandeur abgeben muß, verweigert er zürnend den Wehrdienst, will endlich nach Hause und verfällt leierumsäuselter Depression. Auf seine goldene Rüstung in der Ecke blickt er wie auf ein Spielzeug, dem er längst entwachsen ist. In schlafloser Sorge um den greisen Vater auf seiner Insel jenseits des Meeres, hat er mit feiner Urteilkraft als erster die Sinnlosigkeit auch dieses Krieges erkannt: Er wiegt den Wert seines Lebens nicht auf. Doch ist es immer leichter, einen Krieg zu beginnen, als ihn zu beenden: Von einem gebrochenen Waffenstillstand zum nächsten verfügt der Krieg rasch über seinen eigenen Willen, treibt gleich einer Mikrobenlegion durch unser Blut und schlummert in den heilenden Wunden, bis wir vergessen haben, worum wir eigentlich kämpften, und uns zuletzt nur Ehre und nochmals Ehre als Platzhalter bleibt.

Dieser Eigenwille des Krieges trägt bei Homer den Namen »Olymp«. Die tückische Brut der Götter dort droben hat nämlich vor lauter Unsterblichkeit Zeit zuhauf. Von ihrer Langeweile erschöpft, blicken sie, bald leidlich amüsiert, bald knapp vor tätiger Parteinahme atemlos hingerissen, auf das Schauspiel mörderischer Katzbalgereien herab, dem zu ihrem hellen Entsetzen plötzlich der Stillstand droht. Achill macht nicht mehr mit? Kein Trojafall ohne Achill. Also wird man Achill in den Gefechtseifer hurtig zurückzwingen müssen: Er soll unter den Trojanern aufs unterhaltsamste wüten, dann aber auch selber, an seiner legendären Ferse getroffen, elendig verröcheln. Doch so hatte Zeus den Krieg

gerade nicht in Planung gegeben: Ursprünglich wollte er Großmutter Erde nur ein wenig von der Bürde überzähliger Menschheit entlasten, die schlechter als erhofft geraten war. Nun jammert es ihn, wie erbärmlich sie dort unten verendet, und Tränen aus Blut fallen wie ein letzter Regen aufs Land.